

Zu viele Interessen

Viola König, die scheidende Direktorin des Ethnologischen Museums in Berlin, hat die Planungen für das Humboldt-Forum erneut scharf kritisiert. »Zu Beginn haben wir noch als Minigruppe gearbeitet, jeder war zuständig für das Gesamtprojekt«, sagte König der »Berliner Zeitung« (Montag). »Das ist heute anders. Viel mehr Apparat, neue Zuständigkeiten und Interessen, bei denen die Museen allenfalls als Bittsteller antreten können. Darin sehe ich die eigentliche Tragödie.«

König, 2001 ausdrücklich zur gestalterischen Planung des Humboldt-Forums von Bremen nach Berlin berufen, war in der vergangenen Woche in den Ruhestand verabschiedet worden. Auf Wunsch von Kulturstatsministerin Monika Grütters (CDU) hatte im vergangenen Jahr eine sogenannte Gründungsintendanz um den britischen Museumsmacher Neil MacGregor die Planungen für das ambitionierte Kunst- und Kulturzentrum im rekonstruierten Berliner Schloss übernommen.

König sagte: »Als wir begonnen haben zu planen, da kannte man die Architektur ja noch nicht. Und die Beruhigungsspiele war immer: Es gibt zwar die barocke Fassade, doch dahinter können wir auf modernen Flächen ungehindert planen.« Inzwischen jedoch breiteten sich die Anhänger der Schlossidee auch im Inneren immer weiter aus.

Die rekonstruierte Preußenresidenz soll 2019 unter dem Namen Humboldt-Forum öffnen. Die Sammlungen des bisher von König geleiteten Ethnologischen Museums sollen Ausstellungsschwerpunkt werden. *dpa/nd*

Brecht-Filme digitalisiert

Rund 50 Filme befinden sich im Bertolt-Brecht-Archiv – eine einzigartige Sammlung aus der Zeit der 1920er bis 1970er Jahre, die private Lebensmomente, Brechts Inszenierungsarbeit und die Rezeption seines Werkes beinhaltet. In Zusammenarbeit mit der Deutschen Kinemathek wurden die Filme gesichert und digitalisiert. Das Archiv stellt die Projektergebnisse vor und diskutiert mit Gästen die Bedeutung des Archivmaterials für die Gegenwart. *nd*

5. Dezember, 19 Uhr, Akademie der Künste, Pariser Platz 4, Mitte

Protest gegen Ausstellung

Frankreich hat gegen eine Berliner Ausstellung protestiert, in der ein Attentäter des Musikclubs »Bataclan« in eine Reihe mit anderen Märtyrern gestellt wird. »Eine solche Sichtweise ist zutiefst schockierend«, erklärte die französische Botschaft. Frankreich liege die Freiheit des künstlerischen Schaffens am Herzen, prangere aber die Vermischung von Märtyrertum und Terrorismus mit Nachdruck an, hieß es in der Mitteilung.

Das Festival Nordwind, das das »Märtyrermuseum« der dänischen Künstlergruppe »Toett – The Other Eye of The Tiger« im Kreuzberger Kunstquartier Bethanien präsentiert, wies den Vorwurf zurück. Mit der Auswahl solle das Spektrum jener Menschen aufgezeigt werden, die bereit seien, für ihre Überzeugung zu sterben, hieß es in einer Erklärung. Viele geistliche und weltliche Märtyrer seien auch Täter gewesen. Die Künstlergruppe distanzierte sich von jeder Form von Gewalt und Terror und wolle den Märtyrer-Begriff differenzierter betrachtet wissen. In Kopenhagen hatte die Ausstellung für einen Skandal gesorgt. *dpa/nd*

Auf der anderen Seite

Ihre Hände und Gesichter erzählen alles. Sie sind Zeugnisse eines Lebens voll harter Arbeit, Anstrengung, Sehnsucht, Hoffnung. Seit vielen Jahren streitet der amerikanische Aktivist, Autor und Fotograf David Bacon gemeinsam mit MigrantInnen und LandarbeiterInnen aus Lateinamerika für deren Rechte. Die Ausstellung »The Border, the Work and the Fight for Justice« zeigt eine Auswahl der besten Bilder Bacons, die von den Lebensumständen im Grenzgebiet zwischen den USA und Mexiko, dem Kampf gegen Mauern und für Gerechtigkeit erzählen. Denn wovon Donald Trump im US-Präsidentenwahlkampf noch fabulierte, ist schon Realität: die Grenze zwischen beiden Ländern ist manifest, sie besteht aus Eisenpfählen, Maschendraht, Kameras und Drohnen. Längst ist ein Blick zum Gegenüber dort, wo sich beide Länder am Pazifischen Ozean treffen, nur noch durch Gitterstäbe möglich.

David Bacon dokumentiert seit 1988 mit seinen fotografischen und journalistischen Arbeiten die sich wandelnden Lebensbedingungen von Arbeitern. *nd*

Bis 22. Januar, Franz-Mehring-Platz 1, Friedrichshain



Gläserne Perle am See

Mies van der Rohe »Landhaus Lemke« wird 85 Jahre alt

Von Danuta Schmidt

Als Mies van der Rohe (1886–1969) im Jahre 1932 den etwas schräg zum Obersee hin abfallenden Bauplatz vorfand, wehte hier, im heutigen Hohenschönhausen, noch ein windigeres Lüftchen. Locker war die »Landhaussiedlung Obersee-Kolonie« mit Villen aus der Jahrhundertwende bebaut. An diesem Ort am nordöstlichen Stadtrand Berlins plante der letzte Bauhaus-Direktor – und neben Walter Gropius und dem Franzosen Le Corbusier einer der bedeutendsten Vertreter der Architekturmoderne – vor 85 Jahren sein letztes Wohnhaus, bevor er 1938 in die USA emigrierte.

Seit mehr als 25 Jahren widmet Wita Noack, die Leiterin des heutigen Mies-van-der-Rohe-Hauses, ihr Leben diesem Gebäude in Alt-Hohenschönhausen. Im Oktober erschien ihr neuer Band über das Bauwerk: »Schlicht und ergreifend«. Das Buch ist wie ein einstündiger Rundgang durch das und um das »Landhaus Lemke« angelegt.

Auf dem Weg zu dem 3000 Quadratmeter großen Grundstück an der Nordseite des Obersees passiert man an der letzten Weggabelung vor der Oberseestraße 60 ein verspieltes Schlösschen im Stil des Neohistorismus. Seit den 1970er Jahren treffen hier Plattenbauten auf die Eleganz des Villenviertels, und seit der Wende sind auch die letzten Baulücken gefüllt – formal manchmal durch einen Impuls aus der berühmten Nachbarschaft. Dass das Mies-van-der-Rohe-Haus immer noch so aussieht, als sei es gestern erst eingeweiht worden, liegt nicht nur an der grenzenlosen Zeitlosigkeit dieses Wohnhauses, an diesem Fluss zwischen Innen und Außen, zwischen Architektur und Natur, Mensch und Natur, sondern auch am Engagement einzelner Menschen, allen voran Wita Noack.

Kaum etwas erinnert heute an das Wohnhaus, das dieses Gebäude einmal war, auch wenn viele originale Bauteile wie die Türen, die Türbeschläge und die Fenster noch vorhanden sind. Einzige die Lage am See, die Ausrichtung zum Wasser hin mit wandhohen Verglasungen, das Bauen also mit der Sonne, zeugt vom Wohncharakter. Historische Fotos eines Bauhaus-Schülers aus Kanada, die in Noacks Buch erstmals der Öffentlichkeit gezeigt werden, erinnern an den Ursprung des Hauses: Zum Leben, zum Wohnen ist es einst gebaut worden. Martha Lemke, die Frau des Druckereibesitzers und Bauherrn Karl Lemke, ist auf einem



Foto: wikimedia/CC BY-SA 3.0/Manfred Brückels/Eigenes Werk

dieser Fotos mit einer Besucherin auf der Terrasse zu sehen. Diese öffnet sich zum Garten, der 1933 vom nicht minder berühmten Staudenexperten Karl Förster angelegt wurde. Lemke und der Architekt waren sich nicht sofort einig. Die Verbindung zwischen Haus und Garten musste erst erarbeitet werden.

1952 wurde Lemke enteignet. Das Haus aus Ziegelstein war in der Folgezeit bis zum Mauerfall 1989 unzugänglich für die Öffentlichkeit. Es wurde als Gästehauskomplex (Wäschedeput und Hausmeisterwohnung) für die Staatssicherheit genutzt und gleichzeitig 1977 unter Schutz gestellt. Es gab in der DDR bereits Sanierungsversuche – mit den Möglichkeiten von damals. In den Jahren 2000 bis 2002 wurde das Haus dann denkmalgerecht in den originären Zustand gebracht. Seit dem Abschluss der Sanierung dient es als Ausstellungsstätte.

Auch 2017, zwei Jahre vor dem großen Jubiläum »100 Jahre Bauhaus« (1919 bis 2019) muss man sich zielgerichtet auf den Weg machen, um das versteckte rechteckige Gebäude zu entdecken. Obwohl das »Landhaus Lemke« als Meilenstein gilt, gibt es kaum Hinweisschilder. Zwischen den Hochhäusern hindurch gelangt man auf eine kleine Insel. Die Häuser werden hier flacher, verschnörkelter, natürlicher, der menschliche Maßstab ist gegeben, man fühlt sich geborgen. Angelangt am Ziel, ist man dann überrascht vom unkonventionellen Purismus des flachen Bauwerks.

»Der Standort hat zum einen durch seine dezentrale Lage ein Al-

leinstellungsmerkmal«, erklärt Wita Noack. »Hier am See in einer Wohnsiedlung Kunstausstellungen machen zu können, ist schon etwas Besonderes. Zum anderen sind wir mit unseren Ausstellungen immer im Dialog mit der Architektur. Das ist sehr bewusst aufeinander abgestimmt.« Architekturinteressierte Menschen aus der ganzen Welt suchen das Haus auf. Amerikaner, Italiener, Chinesen kommen nach Hohenschönhausen, immerhin 18 000 im Jahr. »Für mich«, so Noack, »läuft das unter der Überschrift »Lebendiges Baudenkmal«. Bei den meisten Architektur-Ikonen der klassischen Moderne ist dies ja nicht so.«

An jedem ersten Sonntag im Monat findet die Führung »Mies verstehen« durch Haus, Garten und Ausstellung statt. Viermal im Jahr veranstaltet die Kunsthistorikerin Noack außerdem thematische Ausstellungen und nutzt »die gläserne Perle am See« als Ort der Begegnung, des Austausches, der Inspiration, als Ort auch der Entspannung auf den Gartenmöbeln. »Das Haus«, sagt Wita Noack, »wandelt sich mit seinen Ausstellungen.« Im nächsten Jahr plant die Museumsleiterin Ausstellungen, Symposien und Veranstaltungen zum Thema »Mies – Sitzen und Liegen« zur Einstimmung auf das Bauhaus-Jubiläum.

Wita Noack: Schlicht und ergreifend. Landhaus Lemke. Verlag form + zweck, 136 S., geb., 20 €. Mies-van-der-Rohe-Haus, Oberseestraße 60, Hohenschönhausen. Geöffnet dienstags bis sonntags 11 bis 17 Uhr.

Paris an der Spree

Das Radialsystem entdeckte die französische Romantik

Von Antje Rößler

Im Saal stehen Palmen und ein Billardtisch, große Fotos bieten Ausblicke auf Parkanlagen unter südlicher Sonne. Man wähnt sich in einem französischen Salon – doch der neblige Fluss vor den Fenstern ist die Spree. Im Radialsystem, dem einstigen Abwasserpumpwerk am Flussufer, gastierte am Wochenende der Palazzetto Bru Zane mit seinem ersten Festival auf deutschem Boden. Die Institution widmet sich der französischen Musik des »langen« 19. Jahrhunderts zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg.

»Wir forschen, organisieren Konzerte, veröffentlichten Partituren, Bücher und CDs«, sagt Alexandre Dratwicky, musikwissenschaftlicher Leiter von Bru Zane. »Die französische Romantik ist weitgehend unbekannt und gilt als altmodisch – sogar unter Franzosen. Sie muss daher beworben werden.« Das geschieht europaweit von Venedig aus, wo Bru Zane in einem Palazzetto, einem Palästchen aus dem 17. Jahrhundert, residiert.

Im Radialsystem präsentierten vier Konzerte die Bandbreite des französischen 19. Jahrhunderts: Streichquartett, Recitals von Harfe und Klavier, Operette und Chanson. Den Auftakt machte am Freitag das Mandelring-Quartett, das in seinem Heimatstädtchen an der Pfälzischen Weinstraße durchaus im Dunkeln Frankreichs lebt. Das Ensemble stellte gleichsam eine kleine Geschichte des französischen Streichquartetts vor: vom Beethoven-Zeitgenossen George Onslow über Debussy und Ravel bis zu Fernand de la Tombelle.

Der Abend offenbarte den Rangunterschied zwischen den Genies und ihren unbekanntem Zeitgenossen, die zudem der Musikgeschichte hoffnungslos hinterherhinkten. So hätte man Tombelles melodienreiches Quartett von 1897 gut und gerne ein halbes Jahrhundert früher angesiedelt. Und Onslows aparte Variationen über »God Save the Queen« bieten gegenüber Haydns »Kaisers«-Quartett nichts Neues. Ungeachtet dessen macht es jederzeit Freude, das souveräne Mandelring-Quartett zu hören. Die drei Schmidt-Geschwister und Bratscher Andreas Willwohl vermieden in ihrem präzisen, ausdrucksintensiven Spiel jeden Hauch von Sentimentalität.

Am Samstag präsentierte Bru Zane die Harfe als das »französische« Instrument schlechthin. Es spielte Emmanuel Ceysson, Soloharfenist an der Pariser Oper und der Met in New York. »Bei Schumann oder Brahms finden Sie keine Harfe im Orchester«, erläutert Dratwicky. »Aber in

Frankreich ist die Harfe seit Hector Berlioz in Oper und Sinfonie nicht wegzudenken. Berühmte Komponisten schrieben für dieses Instrument.«

Höhepunkt des Festivals war ein »Café-Concert« am Samstag. »Im Café-Concert, das zwischen 1850 und 1950 populär war, erklangen Chansons mit unmissverständlichen, an Pornographie grenzenden Texten«, erklärt Dratwicky, der zu einer Veranstaltung unter dem Baudelaire verbalhornenden Titel »Les Fleurs du mâle«, »Die Blüten der Männlichkeit«, einlud. Zwei Sängerinnen wickeln hier das Publikum um den Finger: erstens Norma Nahoun mit klarem, hellem Sopran; Typ kokette Soubrette oder auch schmachtender Liebhaber in der Hosenrolle. Zweitens Marie Gautrot, deren warmer Mezzo wie ein Glas Spätburgunder leuchtet; Typ dramatische Diva.

Mademoiselle Gautrot bekam begeistert Beifall, da sie auf der Bühne einen Schwächeanfall erlitt und den Auftritt eine halbe Stunde später mit voller Stimmkraft fortsetzte. Viel mehr als diese Unterbrechung stör-

»In Frankreich ist die Harfe seit Berlioz in Oper und Sinfonie nicht wegzudenken.«

Alexandre Dratwicky

ten zwei angeschickerte Frauen im Publikum, die ununterbrochen schwatzten und kicherten.

Die beiden Sängerinnen machten das Beste aus den schlichten Strophenliedern im Dreiertakt, in den sich hin und wieder Jazzsynkopen mischen. Die Texte sprechen freizügig von »Lutschlutsch und Ratatatam« oder »Orangen im Regal«. Mal trägt die Schöne nichts unterm Trenchcoat; dann wieder lässt sie sich vom Liebhaber beißen und kratzen.

In Victoria Duhamels kurzweiliger szenischer Einrichtung bleibt der Erotikfaktor zwar gering, doch die Sängerinnen bezaubern mit augenzwinkernder Spielfreude. Sie wurden stimmungsvoll begleitet von der Cellistin Pauline Buet, die im Chanson »La Violoncelliste« mit ihren gespreizten Beinen selbst zum Objekt der Begierde wird, und von dem Pianisten David Violi, der mit Hosenträgern und Pünktchen-Söckchen den Vogel abschießt.

Fazit: Die französische Romantik ist eine Wiederentdeckung wert. Schön, dass der Palazzetto Bru Zane sein Berliner Festival fortan jährlich veranstalten will.